



Gastarbeiterinnen aus der Türkei: Die Vergessenen

Die Großmutter unserer Autorin kam 1968 als Gastarbeiterin nach Deutschland. Genau wie 700.000 andere Frauen aus der Türkei, Italien, Griechenland. Warum erinnert sich heute kaum einer an sie?

Von Laura Cwiertnia, ZEITmagazin, 27.04.2022

Meine Großmutter ist eine kleine Frau. Wenn ich mich zu ihr hinunterbeuge, habe ich das Gefühl, ein Kind zu umarmen, ein ziemlich faltiges Kind. "Bist du geschrumpft?", frage ich sie manchmal mit einem Augenzwinkern. Dann lacht sie und ruft: "Kleine Oma!" Denke ich länger darüber nach, bin ich beinahe sicher, dass sie über die Jahrzehnte kleiner geworden sein muss. Nicht nur ihre Arme oder Beine. Meine Großmutter war auch, was ihren Mut angeht, früher einmal eine größere Frau. 1968 kam sie aus ihrer Heimatstadt Istanbul nach Deutschland, als "Gastarbeiterin". Ganz alleine, ohne einen Mann und ohne ihre beiden Kinder.

Besuche ich meine Großmutter heute, fällt es mir schwer, in meiner Vorstellung die Zeit zurückzudrehen. Diese Frau, die mit ihren 82 Jahren vorsichtig einen Fuß vor den anderen setzt, wenn sie ihren Suppentopf vom Herd zum Tisch trägt, soll mehr als 50 Stunden mit dem Zug durch halb Europa hergefahren sein? Sie, die mich schon sorgenvoll anblickt, sobald sie nur die leise Vermutung hat, ihre Linsensuppe könnte mir nicht schmecken (sie schmeckt immer), soll sich in einem fremden Land eine Arbeit gesucht haben? Als meine Großmutter damals aufbrach, sprach sie kein Wort Deutsch. Es war das erste Mal in ihrem Leben, dass sie ihre Heimatstadt verließ.

Lange Zeit dachte ich, meine Großmutter sei eine Ausnahme. Eine Frau unter all den Männern, die aus Italien, Portugal, Griechenland und der Türkei nach Deutschland gekommen sind, um hier in den Fabriken am Fließband zu arbeiten.



Bis ich auf eine Zahl stieß: 30 Prozent. Knapp ein Drittel der ausländischen Arbeiter, die 1973 in der Bundesrepublik gezählt wurden, sollen Arbeiterinnen gewesen sein. 706.000, um genau zu sein. Und die Hunderttausenden von Frauen, die zu diesem Zeitpunkt – dem letzten Jahr, in dem die Regierung noch "Gastarbeiter" anwarb – schon wieder in ihre Heimat zurückgekehrt waren, sind da nicht einmal mitgezählt. Viele dieser Frauen leben noch heute in Deutschland, sie sind wie meine Großmutter hier alt geworden. Und doch hört man merkwürdigerweise so gut wie nie von ihnen.

Letztes Jahr, zum 60. Jahrestag des Anwerbeabkommens mit der Türkei, liefen im Fernsehen wieder die üblichen Dokumentationen, Schwarz-Weiß-Aufnahmen von Männern mit Oberlippenbart, auf dem Kopf einen Bergarbeiter-Helm. Auch das Foto von Armando Rodrigues de Sá war wieder zu sehen, dem millionsten "Gastarbeiter" mit seinem Moped, das ihm von der deutschen Regierung geschenkt worden war. Kein Bild aber wurde von Vera Rimski gezeigt, der zweimillionsten, die aus Jugoslawien stammte und einen tragbaren Fernseher bekam. Wer waren diese Frauen, wie lebten sie in Deutschland? Und warum wurden sie vergessen?

"Ich weiß ja selbst nicht mehr, wie ich das alles geschafft habe", sagt meine Großmutter, wenn ich ihr solche Fragen stelle. In einem Ton, als könne sie ihre eigene Lebensgeschichte nicht glauben. In letzter Zeit erzählt sie öfter von damals. Von ihrer Bewerbung bei der deutschen Verbindungsstelle in Istanbul, die sie "Reisebüro" nennt. Von den 15 Tagen, die ihr blieben, um die Ausreise vorzubereiten und sich von ihren Kindern zu verabschieden. Und von ihren Füßen, die abends, nach dem vielen Stehen am Fließband, geschwollen waren.

Als Rentnerin, die viel allein in ihrer kleinen Wohnung in Bremen-Nord sitzt, lässt sie die Erinnerungen hochkommen. Aber wenn ich zu viel nachhake, wechselt sie lieber das Thema. "Wen interessiert das?", sagt sie dann. Als seien ihre Erfahrungen nicht der Rede wert, schon gar keinen Artikel in der Zeitung.



Das Abwinken meiner Großmutter wurde für mich zum Auftakt einer Reise. Um sie und ihre Rolle in der deutschen Geschichte besser zu verstehen, habe ich mich auf die Suche nach Frauen gemacht, die ihr Schicksal teilen.

In der Bremer Neustadt, 20 Kilometer von meiner Großmutter entfernt, versinkt an einem Februartag Birnaz Kaya in ihrem Sofa. Die Hand an einem Gehstock, die Füße in grauen Schlappen mit kleinen schwarzen Katzen draufgedruckt. Das schneeweiße Haar, das über ihre Ohren fällt, lässt die Altersflecken in ihrem Gesicht noch dunkler erscheinen. Birnaz Kaya, 83 Jahre alt, kam 1970 nach Deutschland, nur zwei Jahre nach meiner Großmutter. Und wenn sie sich mühsam an ihrem Stock vom Sofa hochdrückt, ist sie auch beinahe so klein wie diese.

Auch die Geschichte, die sie an diesem Vormittag erzählt, ähnelt der meiner Großmutter. Kaya kam aus Istanbul nach Deutschland, ohne zu wissen, was sie in diesem Land erwartet. "Ich habe mir ganz Deutschland wie eine große Fabrik vorgestellt", sagt sie und lächelt in sich hinein. Und noch etwas verbindet die beiden Frauen: Kaya ist Armenierin. Teil einer Bevölkerungsgruppe, die auf dem Gebiet der heutigen Türkei Opfer eines Genozids geworden war und auch danach benachteiligt wurde. Gastarbeiterin werden war für Armenierinnen wie Kaya auch mit der Hoffnung auf ein sicheres Leben verbunden.

Fragt man sie selbst nach dem Grund für ihre Entscheidung, sagt Birnaz Kaya denselben Satz, den vor 52 Jahren ihr Mann zu hören bekam, als sie ihm von ihrem Plan erzählte. "Warum sollen nur die Männer gehen?"

Kaya und ihr Mann lebten damals mit ihren beiden Kindern, zehn und elf Jahre alt, in Istanbul von einem Hausmeistergehalt, das Geld war immer knapp. Ihr Mann war zuvor bereits zum Arbeiten in die Schweiz gegangen, aber nach zwei Jahren in die Türkei zurückgekehrt. "Er hat es nicht ausgehalten, so ganz allein in der Fremde", sagt Kaya. Dann versuche ich eben mein Glück, habe sie sich gedacht. Es war die Notwendigkeit, die Kaya ermutigte, sich zu bewerben. Wenig später bekam sie die Stelle: Mandelsplitter in kleine Tüten füllen, bei der Schokoladenfabrik Hachéz in Bremen.



Eine Frau mit grauem Haar nimmt neben Birnaz Kaya auf dem Sofa Platz, Kayas Tochter Eftik Demirkapı. Sie legt Blätterteig-Schnecken auf Teller und gießt Tee in kleine Tassen. Demirkapı ist Sozialarbeiterin an einer Schule, und man spürt an ihrem einladenden Ton, dass sie es gewohnt ist, Vermittlerin zu sein. Heute 62 Jahre alt, half sie schon als junges Mädchen ihrer Mutter und anderen Gastarbeiterinnen bei Behördengängen. Gerät ihre Mutter an diesem Tag beim Sprechen ins Stocken, beendet ihre Tochter die Sätze für sie.

Auf diese Weise entsteht in dem Bremer Wohnzimmer nach und nach das Bild einer typischen Gastarbeiterinnen-Biografie, die sich in drei nüchternen Wörtern zusammenfassen lässt: Anwerbung, Abreise, Arbeiten.

Die beiden Frauen berichten von dem Arbeitsvertrag, den Kaya noch in Istanbul in die Hand gedrückt bekam und unter den sie ihre Unterschrift setzte, obwohl sie die deutschen Worte nicht verstand. Als Kaya Wochen später am Bremer Hauptbahnhof aus dem Zug stieg, wartete eine Vorarbeiterin auf sie, die von den Arbeiterinnen "Mutti" genannt wurde. "*Passport please*", rief sie. Kaya drückte ihr ihren Pass in die Hand. Was sie damals nicht wusste: Zurückbekommen würde sie ihn erst, nachdem sie ein Jahr gearbeitet hatte.

Mutter und Tochter erzählen von dem Koffer, den Kayas Schwester vor ihrer Abreise randvoll mit Bulgur und Bohnen gefüllt hatte, damit sie in der Fremde nicht verhungerte. Er war so schwer, dass Kaya einen fremden Mann bitten musste, ihn für sie durch die Bahnhofshalle zu schleppen.

Sie berichten von dem Wohnheim der Schokoladenfabrik, in das die Mutter einzog. Die anderen Frauen aus der Türkei dort nannten sie nur *Kaya abla*, "große Schwester Kaya", weil sie mit ihren 31 Jahren die Älteste von ihnen war. Und von den Samstagen, an denen die Frauen zu Karstadt fuhren, zum Einkaufen. Anfangs habe sie die Verpackungen nach Bildern abgesucht, um herauszufinden, was sich darin verbarg. "Wenn wir Hackfleisch brauchten, haben wir auf den Etiketten nach Kühen geschaut."



An einer Stelle aber stolpern auch die Sätze der Tochter, Eftik Demirkapı: als es um die Untersuchung geht, die Kaya bei der Bewerbung in Istanbul durchstehen musste. Ein Mitarbeiter habe ihr die Nummer 34 auf den Arm geschrieben, mit einem abwaschbaren Stift. Zusammen mit anderen Frauen, die ebenfalls eine Nummer bekommen hatten, wurden sie in einen Raum geführt. "Wir mussten uns bis auf die Unterhose ausziehen und vorbeugen." Eigens aus Deutschland eingereiste Ärzte untersuchten jeden Zentimeter ihrer Gliedmaßen, ihre Wirbelsäule, die Finger, die Zähne. Sie nahmen ihr Blut ab, Urin. Sie erkundeten Birnaz Kayas Körper, um zu bewerten, ob er für die Arbeit in Deutschland taugte.

Während die beiden weitererzählen, spüre ich, wie mir eine Gänsehaut über die Arme kriecht. Dabei habe ich diese Dinge schon öfter gehört. Auch meine Großmutter hat diese Untersuchung erwähnt, so wie alle anderen Frauen, denen ich auf dieser Reise begegne. Es gibt Fotos, die sie dokumentieren. Männer sind darauf zu sehen, aufgestellt in Reihen, Ärzte in Kitteln, die diese Reihen abschreiten.

Auch einen Schwangerschaftstest mussten die Frauen machen. Wer ein Kind erwartete, bekam eine Absage. Eine Gastarbeiterin sollte jung, belastbar und gesund sein. Eine Frau, die für kurze Zeit allein kam. Keine, die blieb.

42 Prozent der Frauen machten sich ganz allein auf den Weg. Manche waren ledig, ein Großteil verheiratet, viele hatten Kinder. Sie waren es, die Geld nach Hause schickten und später ihre Männer nachholten, sie mit ihrem Gehalt durchbrachten, bis diese eine Arbeit fanden. Statt als Anhängsel ihrer Männer kamen meine Großmutter, Kaya und viele andere Frauen als Ernährerinnen nach Deutschland.

Zwei Jahre lebte Birnaz Kaya allein in Bremen, erst dann konnte sie ihre Familie zu sich holen. Ein weiteres Jahr lang war sie Alleinverdienerin, arbeitete acht Stunden am Tag, bis ihr Mann eine Arbeitserlaubnis bekam. Nach Feierabend machte sie den Haushalt. Ein Frauenschicksal, genauso hart wie alltäglich.

Im Wohnzimmer in Bremen holt Kayas Tochter ein Foto hervor. Ein Mann mit Oberlippenbart hinter einem Jungen mit kurz rasierten Haaren und einem Mädchen



mit akkuratem Scheitel. "Das haben wir meiner Mutter aus der Türkei geschickt, damit sie uns nicht vergisst", sagt Demirkapı.

Sie stockt, ehe sie weiterspricht: Zwei Jahre lang habe sie ihre Mutter damals nicht gesehen, nachdem diese ins Flugzeug nach Frankfurt gestiegen war. Sie und ihr Bruder blieben solange zurück bei ihrer Tante. Während Kaya in Deutschland in der Fabrik stand, wuchsen ihre Kinder ohne sie in Istanbul auf. Kaya sah nicht, wie sie größer wurden, wie sie langsam in die Pubertät kamen. Sie konnte sie nicht trösten, nicht mit ihnen schimpfen, sie nicht vorm Schlafengehen in den Arm nehmen. Ab und zu las sie, was sie den ganzen Tag so machten, wie es in der Schule lief. In Briefen, die ihr Schwager schickte.

Wie hat sie diese Trennung erlebt? "Wenn sie mir damals nicht den Pass abgenommen hätten, wäre ich sofort wieder nach Hause gefahren", sagt Kaya. Mit der Zeit habe sie sich zwar an das Leben in Deutschland gewöhnt. Das Heimweh sei aber nie ganz verschwunden. Nicht einmal, als ihre Kinder längst bei ihr in Deutschland lebten. "Frag was anderes", sagt Kaya plötzlich und dreht den Kopf zum abgeschalteten Fernseher.

Mehr als ein halbes Jahrhundert ist es her, dass Kaya ihre Kinder zurückließ. Ihre Tochter sitzt an diesem Vormittag dicht neben ihr auf der Couch. Und doch glitzert es nun in ihren Augen. Vielleicht wehrt sich meine Großmutter deshalb gegen Fragen, die zu tief gehen. Auch mein Vater und meine Tante erzählen selten von dieser Zeit ohne ihre Mutter. Wer spricht schon gerne über das, was wirklich wehtut?

Sucht man nach einer Erklärung, warum so viele Frauen kamen, stößt man auf einen einfachen Grund. Er hat mit den deutschen Firmen zu tun, mit Siemens und Bahlsen, den Schneidereien und den Fernseherfabriken, die damals zwei Sorten Arbeiter suchten: die gut ausgebildeten und die ganz billigen. Und in der Lohnhierarchie standen ausländische Frauen an unterster Stelle. Mehr als 323 Mark monatlich verdiente keine von ihnen, das zeigen Zahlen aus dem Jahr 1960, als die ersten Frauen aus der Türkei kamen. Die Männer konnten immerhin bis zu 532 Mark verdienen. Das war zwar weniger als die 582 Mark, die die deutschen Arbeiter im



Schnitt bekamen. Aber 30 bis 40 Prozent mehr als das, was den Frauen zustand. Dieser Nachteil war jedoch, wenn man so will, andererseits ein Vorteil für die Frauen: Während unqualifizierte Männer oft Jahre auf einen Job in Deutschland warten mussten, bekam Kaya ihren schon nach zwei Wochen, andere nach nur wenigen Tagen.

"Mein Mann hat meiner Bewerbung damals nur zugestimmt, weil er dachte, die nehmen mich eh nicht", sagt Kaya. "Ich war ja schon über 30 und ziemlich klein für die Fließbandarbeit." Doch ihr Mann täuschte sich. Bei Frauen sahen die Firmen auch über Dinge hinweg, die sie bei den Männern nicht durchgehen ließen. So begehrt waren die Arbeiterinnen bei den deutschen Firmen.

Ein Mann tritt ins Wohnzimmer, in Lederjacke und Jeans. Murat Kaya, Birnaz Kayas Sohn. Er lacht, als er die Journalistin bei seiner Mutter sitzen sieht. "Ich muss mir ja bald ein Autogramm von dir holen, Mama, du wirst berühmt." Für ihn scheint es eine komische Vorstellung, dass jemand wie seine Mutter für die Welt interessant sein könnte. Warum ist das so?

Birnaz Kaya hebt die Hände, als hätte sie noch nie darüber nachgedacht, weshalb die Frauen im Gegensatz zu den Männern unsichtbar geblieben sind. "Ich war ja fast nie draußen", sagt sie nach einer Weile. Während andere Frauen im Wohnheim nach Feierabend öfter mal ausgingen, einige sich auch mit Männern trafen, spielte sich Kayas Leben nur drinnen ab. Zusammen mit anderen Frauen im Wohnheim kochte sie, wusch Wäsche, unterhielt sich. Einmal lud die "Mutti", die sie damals vom Bahnhof abholt und ihr den Pass weggenommen hatte, sie nach Hause ein. An einen Kaffeetisch, der Kaya bis heute in Erinnerung geblieben ist, weil er so sorgfältig gedeckt worden war. Sonst aber verließ Kaya das Wohnheim selten. "Ich hatte Angst rauszugehen", sagt sie, Angst vor Gerüchten. "Ich wollte nicht, dass jemand erzählt, ich sei in Deutschland keine anständige Frau mehr."

Viele Frauen machten damals wie Birnaz Kaya einfache Arbeiten am Fließband. Andere putzten nach Ladenschluss Flure, standen in Großküchen am Waschbecken oder pflegten alte und kranke Menschen. Alles schlecht bezahlte Tätigkeiten, bei



denen die Frauen weitgehend unsichtbar blieben. Einige arbeiteten aber auch in Männerberufen, als Schweißerinnen oder Kranführerinnen zum Beispiel. Und manche von ihnen schafften sogar irgendwann den Aufstieg.

In einer Café-Bar in Hamburg-Barmbek trägt Feride Özar ein Tablett mit einem Cappuccino vor sich her. Unter Industrielampen mit übergroßen Glühbirnen geht sie an den gemütlichen Sesseln vorbei und deutet auf einen der Holzstühle, mit den harten Lehnen. "Lieber dahin", sagt sie.

Auch Feride Özar kam als Gastarbeiterin aus Istanbul nach Deutschland, 1967. Anders als Birnaz Kaya erinnert sie mich aber ganz und gar nicht an meine Großmutter. Die Haare, die in ihrem 76. Lebensjahr längst weiß sein müssten, hat Özar dunkel gefärbt. Über der Schulter ihres petrolfarbenen Rollkragenpullovers hängt ein bestickter Schal, ihr Lidstrich ist sorgfältig gezogen. Wenn sie spricht, fliegen ihre Hände durch die Luft, als würde sie tanzen.

Auch das, was sie an diesem Vormittag erzählt, klingt vollkommen anders als alles, was ich bisher gehört habe. Özar wuchs in Bebek auf, einem der wohlhabenden Viertel von Istanbul, in einem großen Haus am Ufer des Bosphorus. Ihre Eltern schickten sie auf eine bekannte französische "Elitetöchter-Schule", wie sie es nennt, gleich in der Nähe des Taksim-Platzes, wo viele Konsulate und Hotels stehen.

Ihr Philosophie-Lehrer, ein Franzose, las mit seinen Schülerinnen Sartre und Simone de Beauvoir. Der Zeitgeist der beginnenden 68er-Generation war in der Weltstadt Istanbul angekommen. Özar war gerade 18 Jahre alt. Sie fuhr bei Jungs hinten auf Motorrädern mit und meldete sich mit ihrer besten Freundin in einem Fitnessstudio an. In den Sommerferien half sie in einer Werbeagentur, zeichnete bis zwei, drei Uhr nachts kleine Zeichentrick-Figuren auf Folie. Während die meisten anderen Frauen in der Türkei in diesem Alter einen Mann suchten, sehnte sie sich nach Freiheit. "Ich wollte auf keinen Fall heiraten", sagt sie, "ich wollte die Welt sehen."

Sie träumte davon, nach dem Abitur in Paris zu studieren, wie ihr Vater. Doch dessen Fotostudio in Istanbul rentierte sich damals kaum noch. Ein Auslandsstudium



für eines der vier Kinder konnte die Familie sich nicht mehr leisten. "Dann gehe ich halt als Gastarbeiterin, nach Deutschland, habe ich gedacht", sagt Özar. Ihren Eltern erzählte sie nichts davon. Die einzige Tochter neben den drei Söhnen sollte studieren. Sie sollte sich selbst verwirklichen in ihrem Beruf, nicht einen Job annehmen, den andere aus Not heraus machten. "Gastarbeiterin werden war das Letzte für sie", sagt Özar.

Heimlich habe sie sich einen Koffer gekauft und in Bahnhofsnähe gegen ein bisschen Geld bei jemandem zur Aufbewahrung gegeben. Jeden Tag habe sie zwei, drei T-Shirts aus dem Haus geschmuggelt und in den Koffer gesteckt. Sie meldete sich beim türkischen Arbeitsamt und wurde in die deutsche Verbindungsstelle eingeladen. Wenig später bekam sie den Arbeitsvertrag von der Elektrogeräte-Firma AEG, dann das Zugticket nach Berlin. "Ich bin einfach eingestiegen", sagt sie.

Zwei Tage und drei Nächte war Özar im Zug unterwegs. Die ganze Zeit habe sie aus dem Fenster geschaut, erinnert sie sich, und beispielsweise die Grenzbeamten beobachtet, die sich in fremden Sprachen an den Übergängen unterhielten. In Bulgarien streckten Menschen ihr vor dem Fenster die Hände entgegen, wollten, dass sie ihnen etwas abkaufte. "Das war alles so interessant."

Die Arbeit in der Fabrik sei schwer gewesen, aber selbst das habe sie fasziniert. Das Fließband, die kleinen Schrauben, die sie in Sekundenschnelle in die Stromzähler drehen musste – "es war wie in dem Charlie-Chaplin-Film, den ich mit meinem Vater gesehen hatte". War sie zu langsam, entstand ein Stau. "Manche Frauen haben geweint, weil sie den Stress nicht aushielten." Özar nicht. Für sie war die Arbeit ein Blick in eine fremde Welt, den sie sich gewünscht hatte. Einfacher auszuhalten, weil nicht das Auskommen ihrer ganzen Familie davon abhing.

Mit der Zeit begann aber auch Özar sich nach etwas anderem zu sehnen. Aus der Türkei hatte sie ein kleines Wörterbuch mitgebracht, jeden Tag übte sie Vokabeln. Doch es gab niemanden, mit dem sie Deutsch hätte lernen können. Ein Kleinbus brachte sie morgens vom Wohnheim in die Fabrik und abends wieder zurück. "Ich wollte lieber wieder frei sein."



Auch das Leben im Wohnheim machte ihr zu schaffen, sie verstand sich nicht mit den anderen Frauen. Özar wollte sich über Berlin unterhalten, die Stadt, die zwei Weltkriege erlebt hatte und geteilt war. "Aber die haben immer nur von zu Hause erzählt", sagt sie, "von ihren Familien."

Als sie ihren Pass zurückbekam nach sechs bis acht Monaten, ganz genau weiß sie es nicht mehr, gelang Özar schließlich etwas, das nur wenige Gastarbeiterinnen schafften: Sie ging an die Universität. Zunächst in Paris, wo alte Schulfreunde aus Istanbul studierten, später kehrte sie zurück nach Berlin – diesmal nicht als Gastarbeiterin, sondern als Studentin an der Kunsthochschule.

Feride Özar hat nicht viele Fotos von damals. Eines aber wischt sie auf ihrem Handy herbei. Es zeigt sie mit einer Twiggy-Frisur, die Haare nur knapp bis zu den Ohren und Strähnen, die ihr in die Stirn fielen. Solche Schwarz-Weiß-Bilder bekommt man oft gezeigt, wenn man in der Vergangenheit der Frauen stöbert. Gastarbeiterinnen mit Dauerwelle und Föhnfrisur in Minirock und Nylonjacke. Große Knöpfe, Schulterpolster.

Im Gespräch mit Feride verrutscht mein Bild von Frauen wie ihr ein weiteres Mal. Liest man Zeitungsartikel aus den Siebzigerjahren, fällt auf, dass südländische Frauen, wenn sie überhaupt erwähnt werden, als Hausfrauen beschrieben werden, arm und ungebildet. Frauen wie Feride, die kamen, um ihr eigenes Leben zu leben, sucht man in den Texten vergeblich. Dabei kann man in den Statistiken sehen, dass sie gar nicht so selten waren. Die meisten Gastarbeiterinnen stammten aus städtischen Gebieten, ein Großteil aus der Mittelschicht. Zwar war eine Frau, die wie Özar in einem wohlhabenden Elternhaus aufgewachsen war, wohl die Ausnahme. Auch waren nur wenige Gastarbeiterinnen so gebildet wie sie – aber immerhin waren sie oft gebildeter als die Männer. Zehn Prozent von ihnen hatten Abitur, während es bei den Männern nur drei Prozent waren.

Vielleicht kann ich mir meine Großmutter ja auch deshalb nicht als mutige Frau vorstellen, weil das nicht in das Bild passt, das wir in Deutschland von Frauen wie ihr im Kopf haben.



Könnte es vielleicht sogar sein, frage ich mich, dass sie damals gar nicht sichtbar sein sollten, diese vielen jungen Frauen, die fernab von ihrer Familie arbeiteten und lebten, während die deutsche Hausfrau das vorherrschende Rollenbild war? Ohne die Gastarbeiterinnen hätte die Politik wohl intensiver versuchen müssen, deutsche Frauen zum Arbeiten zu bringen. So viele Arbeitskräfte fehlten damals auf dem Markt.

Aber hätten gebildete Frauen wie Feride Özar ihre Geschichte nicht später selbst erzählen können? "Frauen haben keine Zeit, ständig herumzuprotzen", sagt sie und zieht die Augenbrauen hoch. "Sobald Frauen Kinder haben, sind sie nur noch mit dem Haushalt beschäftigt." Hunderttausende Frauenleben, verschwunden hinter einem Berg von dreckiger Wäsche und stinkenden Windeln? Feride Özar nickt. Auch sie bekam einige Jahre später eine Tochter. Als alleinerziehende Mutter wurde sie in Hamburg Angestellte der Arbeiterwohlfahrt, beriet dort andere Frauen, die als Gastarbeiterinnen gekommen waren.

Fragt man Gastarbeiterinnen, warum sie in Dokumentationen kaum vorkommen, geben die meisten sich selbst die Schuld. Oder den Umständen. Ihr Alltag war nicht wichtig genug, dass man über ihn sprach, glauben sie. Aber nicht alle Frauen blieben im Hintergrund. Yüksel Özkasap zum Beispiel, die "Köln'ün Bülbülü", die Nachtigall von Köln. Als Sängerin tourte sie durch ganz Deutschland, sang Lieder wie *Zalim Almanya* ("Deutschland, der Tyrann"), das vom harten Leben hierzulande handelt. Yüksel Özkasap verkaufte Hunderttausende Tonträger in Deutschland und gewann eine Goldene Schallplatte.

Eine Frau wurde auch über die Gastarbeiterwelt hinaus bekannt: Emine Sevgi Özdamar spielte in Theatervorstellungen mit, in Filmen. Später schrieb sie *Die Brücke vom Goldenen Horn*, einen Roman über das Leben in einem Berliner Wohnheim – inspiriert von ihrer eigenen Geschichte. Özdamar war 1965 für ein halbes Jahr nach Berlin gekommen, als Gastarbeiterin. Warum, frage ich mich, habe ich selbst von Frauen wie ihr so wenig gehört?

Am Stadtrand von Berlin, in Schmöckwitz, wo der Verkehr ruhiger ist und die Vorgärten größer werden, öffnet Azize Tank, 72, ihre Haustür. Weiße



Korkenzieherlocken hängen ihr bis über die Schultern, aus schmalen Augen blickt sie mich aufmerksam an. Im Flur begegne ich diesem Blick gleich noch mal – auf einem Wahlplakat der Partei Die Linke, für die Azize Tank von 2013 bis 2017 im Bundestag saß. Humpelnd führt sie durch das Erdgeschoss ihres Hauses zu einem roten Samtsofa, durch die Fenster blickt man auf einen See. "Mein Rücken ist kaputt", sagt sie, als sie sich ungelenkt in die Kissen schiebt, Osteoporose.

Genau 50 Jahre ist es her, dass Azize Tank in dieses Land kam, auch sie aus Istanbul. In einer Porzellanfabrik säuberte Tank die frisch geformten Teller und Tassen, die ihr auf dem Fließband entgegenrollten. An die ersten Tage 1972 erinnert sie sich noch sehr genau. Tank war gerade 22 Jahre alt, ein Bus brachte sie in das kleine Dorf Wurz in der Oberpfalz. "Ich hatte mir Deutschland ganz anders vorgestellt", sagt sie, "schick und modern, nicht wie ein Dorf in der Türkei." Untergebracht wurde sie auf einem Bauernhof in einem Raum mit zwei Etagenbetten, einem kleinen Waschbecken und einer Kochplatte. "Mein Gott, war das Zimmer klein", sagt sie, "wir konnten nicht gleichzeitig aufstehen, so eng war es. Wenn ich mich waschen wollte, mussten die anderen warten." Am meisten störte Tank aber der Geruch von Schweinen, der ständig in der Luft hing. Gleich hinter dem Haus lag der Stall. Tank verzieht auch heute die Nase, als sie davon erzählt. "In den ersten Wochen habe ich nur durch den Mund eingeatmet."

Nach zwei Monaten hatte sie sich zwar an den Geruch gewöhnt, aber die Lebensbedingungen wollte sie trotzdem nicht akzeptieren. Azize Tank schrieb einen Brief, der wie ein Forderungskatalog klang: weniger Frauen pro Zimmer, mehr Duschen und auch mehr Waschmaschinen. Auf Türkisch, Deutsch sprach sie damals noch nicht. "Alle Frauen haben unterschrieben", sagt Tank. Sie wollte den Brief an den Bürgermeister schicken und an eine Gewerkschaft. Am nächsten Morgen aber rief der Chef sie in sein Büro, eine der Frauen hatte den Plan verraten. Doch statt Tank zu entlassen, ging der Mann auf ihre Forderungen ein. "Ich musste nur versprechen, dass ich den Brief nicht abschicke", sagt sie und lacht.



Azize Tank hat es sich später zur Lebensaufgabe gemacht, für Frauenrechte zu kämpfen: In Berlin gründete sie gemeinsam mit anderen eine Beratungsstelle für Frauen aus der Türkei. Schließlich, Jahre später, wurde sie sogar zur Migrationsbeauftragten von Charlottenburg-Wilmersdorf ernannt. Nur wenige Gastarbeiterinnen wurden Politikerin wie Azize Tank. Aber Frauen, die aufbegehrten, hat es einige gegeben.

In Berichten über die Sechziger- und Siebzigerjahre ist oft von wilden Streiks die Rede, von Arbeitern, die nicht in einer Gewerkschaft organisiert waren und gegen ihre Arbeitsbedingungen protestierten. 300 solcher Streiks soll es im Land gegeben haben, viele von ihnen wurden von ausländischen Arbeitern angeführt. Bilder aus dieser Zeit zeigen Frauen mit Protestplakaten, selbstbewusst schauen sie in die Kamera.

Eines der Fotos wurde in Nordrhein-Westfalen aufgenommen, beim Neusser Autozulieferer Pierburg. Zwei Monate lang weigerten sich dort Gastarbeiterinnen, zum Dienst zu erscheinen. Sie wollten nicht länger akzeptieren, dass die Männer 6,10 Mark in der Stunde verdienen und sie nur 4,70 Mark für dieselbe Arbeit. "Eine Mark mehr" lautete ihr Schlachtruf.

Den Frauen gelang es, auch Männer aus dem Werk davon zu überzeugen, mit ihnen auf die Straße zu gehen. Am Ende standen dort ungefähr 2000 Mitarbeiter. Und anders als etwa die Männer bei Ford in Köln, wo der Aufstand gewaltsam beendet wurde und die Arbeiter keine ihrer Forderungen durchsetzen konnten, hatten die Frauen bei Pierburg mit ihrem Streik sogar Erfolg: Das Unternehmen gab bekannt, dass die sogenannte Leichtlohngruppe abgeschafft werde.

Es ist keine Neuigkeit, dass es darauf ankommt, aus welcher Perspektive man auf die Geschichte blickt, und dass die Erinnerungen, die wir heute lesen, in der Regel die Erinnerungen von Männern sind. Das ändert sich zwar seit einigen Jahrzehnten. Und doch findet sich der Blickwinkel von Gastarbeiterinnen noch immer selten. Als ich mich auf die Suche begab, entdeckte ich nur eine Handvoll wissenschaftlicher Bücher, die sich ausschließlich ihnen widmen.



Spricht man Azize Tank darauf an, zuckt sie mit den Schultern und sagt: "Die deutschen Feministinnen wollen eben auch nichts vom Kuchen abgeben." Früher sei sie öfter zu Podiumsdiskussionen eingeladen worden. An eine erinnere sie sich besonders gut. Auf der Bühne ging es um die Frauenquote. "Ich habe gefordert, dass es auch eine Quote für Migrantinnen geben sollte, damit sie auch in Führungspositionen kommen." Eine andere Frau auf dem Podium sei ihr ins Wort gefallen: "Ach, die müssen doch erst mal Deutsch lernen." In Tanks Augen blitzt Wut auf, als sie das erzählt. "Du musst doppelt gut sein, besser als ein Mann und besser als eine deutsche Frau", habe sie immer zu ihrer Tochter gesagt.

Auf meiner Reise lande ich schließlich in einem schmucklosen Bürogebäude in Köln-Ehrenfeld. Läuft man hier durch die Flure, sind auf einmal lauter Frauen zu sehen. Als große Porträtfotos blicken sie einem von den Wänden entgegen: die Nachtigall von Köln mit ihrer Goldenen Schallplatte, auch Frauen in kurzen Kleidern und andere in Arbeiteroveralls.

Es gibt sie also doch in Deutschland, die Erinnerung an die Gastarbeiterinnen: Im Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland, das Domid abgekürzt wird. Seit 1990 sammelt dieser Verein Gegenstände, die Gastarbeiterinnen und Gastarbeitern gehörten. In gekühlten Räumen, deren Fenster mit Folien gegen das Sonnenlicht abgeklebt wurden, lagern alte Lederkoffer, Arbeitshandschuhe, ein Kickertisch. Auch einige angesengte Fotos sind darunter, ein Überbleibsel des Brandanschlags zweier Neonazis 1992 in Mölln. Sie gehörten Bahide Arslan, einer Gastarbeiterin, die damals mit ihren beiden Töchtern ums Leben kam.

Das Domid liegt versteckt im vierten Stock über dem Bürgeramt von Köln-Ehrenfeld. Gegründet wurde der Verein von Menschen, die selbst aus der Türkei nach Deutschland kamen. Sie wollten die Andenken bewahren, die sonst verloren gegangen wären. Viele Jahre lang habe ich nur ein paar Straßen entfernt gewohnt, bin aber an diesem Tag zum ersten Mal hier. Nur mit Voranmeldung kommt man hinein, denn anders als der Name vermuten lässt, sind diese Räume kein Museum, sondern nur ein Archiv. Es gibt ungefähr 7000 Museen in Deutschland, ein Senfmuseum und ein



Schweinemuseum, eines für Nummernschilder und gleich mehrere für Schokolade. Es gibt das Deutsche Auswandererhaus in Bremerhaven, aber noch gibt es nirgendwo ein Haus der Einwanderung.

In einem Konferenzraum des Domid-Archivs wirft ein Projektor das Foto einer Fabrik auf die Leinwand. Die Hallen sind leer, kein Arbeiter ist zu sehen. Klick, das nächste Bild. Es zeigt dieselbe Fabrik, jetzt aber sind die Hallen nicht mehr leer, sondern mit Besuchern gefüllt. Menschen laufen vorbei an Bildern, die denen ähneln, die hier auf den Fluren hängen.

Es sind die Entwürfe für einen Ort, der langsam entsteht. 30 Jahre lang hat das Domid versucht, Geld dafür zu bekommen. Vor drei Jahren haben sie es geschafft. Eine halbstündige Straßenbahnfahrt entfernt vom Archiv, einmal über den Rhein, in Köln-Kalk, baut der Verein gerade das erste Einwanderermuseum Deutschlands.

Am Projektor in dem Konferenzraum sitzt an diesem Tag Bengü Kocatürk-Schuster. Eine Frau mit langen dunklen Haaren und kleinen Ohrringen, die glitzern, sobald sie sich bewegt. Kocatürk-Schuster arbeitet seit vielen Jahren hier im Archiv. Viele der Gegenstände, die hier lagern, hat sie bei ehemaligen Gastarbeiterinnen und Gastarbeitern aufgetan, auch das neue Museum plant sie mit. Fragt man sie, ob auch Frauen dort in den Ausstellungen zu sehen sein werden, wirkt sie überrascht. "Natürlich", sagt sie und denkt einen Moment lang über den Grund meiner Frage nach. "Für uns ist das aber auch gar nichts Besonderes, dass es Gastarbeiterinnen gab."

Wie auch? Kocatürk-Schusters eigene Mutter kam damals als Gastarbeiterin nach Deutschland.

Frauen wie Kocatürk-Schuster, die es sich zur Aufgabe macht, die Geschichten von Gastarbeiterinnen zu sammeln und manchmal auch weiterzuerzählen, bin ich auf meiner Recherchereise öfter begegnet. Auch Söhne waren dabei, etwa der Mann, der mit Geld aus einer Crowdfunding-Kampagne ein Buch über seine griechische Großmutter schrieb. Da ist der Journalist, der einen Film über Gastarbeiter drehte, in



dem auch Frauen zu sehen sind. Auch Azize Tanks Tochter Gün schreibt ein Buch über eine Gastarbeiterin, die aufbegehrt. c

Vielleicht haben die Kinder und Enkel heute mehr Gelegenheit, von ihren Müttern und Großmüttern zu erzählen, weil sie mehr Abstand zu den Erlebnissen haben und weil andere beginnen, sich dafür zu interessieren. Vielleicht haben sie aber auch, so wie ich, erst jetzt einen Platz in der Gesellschaft gefunden, von dem aus man ihnen zuhört.

Zurück in Bremen, der Stadt, in der meine Großmutter wohnt. Steigt man dort am Hauptbahnhof in die Straßenbahn, gelangt man in einer Viertelstunde zum Focke-Museum, dem Bremer Museum für Kunst und Kulturgeschichte.

Bis vor wenigen Wochen hingen am Eingang des Focke-Museums riesige Porträts von Gastarbeitern. Eine Sonderausstellung über den Alltag dieser Menschen wurde gezeigt. Fotos, Pässe, ein Arbeitsvertrag von einer Schiffswerft lagen in den Vitrinen. Zusammengetragen von zwei Männern – auch sie die Nachkommen von Gastarbeiterinnen. Neben einem der Schaukästen im Museum hing das Foto einer jungen Frau. Die kurzen Haare fallen ihr über die Ohren, schwarz, nicht schneeweiß wie heute. Es ist Birnaz Kaya, die Armenierin aus der Bremer Neustadt, damals 32 Jahre alt und gerade in Deutschland angekommen. In großen Buchstaben stand darunter ein Zitat von ihr: "Das Schlimmste für mich war die Trennung von meinen Kindern."

Als ich Birnaz Kaya in ihrem Wohnzimmer auf die Ausstellung anspreche, huscht ein Lächeln über ihr Gesicht. Ihre ganze Familie habe sie damals zur Eröffnung begleitet. "Dass jemand wie ich in einem Museum landen würde, hätte ich nie gedacht."

Ja, meine Großmutter ist eine kleine Frau, denke ich am Ende meiner Reise. Aber sie wurde auch klein gemacht.